

schlossen, 120 Millionen Tonnen Steinkohle hatten Bergarbeiter aus dem Boden geschlagen. Heute ist auf dem alten Zechengelände das Schlesische Museum entstanden.

Anschließend steige ich in den Regionalzug nach Zabrze. Der Schaffner kaschiert sechs Złoty, umgerechnet ein Euro fünfzig. Der Preis für jede Fahrt im Umkreis von einer Stunde. Zu diesem Umkreis zählt auch Auschwitz.

Die Fahrt dauert zwanzig Minuten. Als ich aussteige, bemerke ich, dass noch immer ein Geruch von Kohle über der Stadt liegt.

Meine Unterkunft befindet sich eigentlich in Bahnhofsnähe, ich werde von der Vermieterin aber wegen eines Wasserschadens umquartiert. Sie holt mich mit einem roten Kleinwagen ab, zeigt entschuldigend auf den Rücksitz, auf dem sich Pakete stapeln. Sie sei Zustellerin, das ihre Arbeit für heute Abend. Es ist bereits dunkel, als sie mich in der neuen Bleibe im Süden der Stadt absetzt.

Am nächsten Morgen erkunde ich die Gegend. Ich bin in einer alten Bergarbeitersiedlung untergekommen, einstöckige Häuserreihen säumen die Straßen, ihre Fassaden kohlegeschwärzt, der Putz bröckelnd. Ich gehe in die Richtung der Kopalnia Guido, früher die größte Grube der Stadt. Auf dem Weg begegne ich Wertstoffsammlern, die mit ausrangierten Kinderwagen von Tonne zu Tonne fahren und zum Pfandautomaten im nahegelegenen Supermarkt unterwegs sind.

Die Grube wurde im 19. Jahrhundert nach dem Industriellen Guido Henckel von Donnersmarck benannt. Heute sind die stillgelegten Schächte und Flöze zur Touristenattraktion umgebaut. Auf

320 Metern unter Tage befindet sich ein Pub, in dem Bierverkostungen stattfinden und den man für Betriebsfeiern buchen kann.

Bei ihrer Ankunft im September 1945 bekamen die Kriegsgefangenen Unterwäsche, Socken, Holzpantinen und einen Lageranzug aus grobem Drillich ausgehändigt. Auf den Anzug waren auf die Rückseite mit schwarzer Ölfarbe zwei Buchstaben gepinselt: JW, als Abkürzung für *Jeniec wojenny*, Kriegsgefangener. Mein Großvater schreibt: »Einige Tage später, am 27. September 1945, sollten wir das erste Mal ins Bergwerk einfahren. Unter schwerer Bewachung marschierten wir zum Werk. Dort wurden wir von Arbeitern übernommen und runter ging es auf 300 Meter Tiefe. Keiner hätte geglaubt, daß uns das Los, vier volle Jahre Tag für Tag in die Tiefe zu fahren, treffen sollte.«

Hierarchien gab es bald, wie es sie überall gibt. Im Lager folgten sie manchmal der alten Ordnung. Mein Großvater traf jemanden, den er kannte, der aber, wie sich bald herausstellen sollte, Mitglied der SS gewesen war: »Ich traf den K.S. aus Dachau. Wir kamen in eine Gruppe. Erst hielten wir zusammen wie Brüder. Leider wurde unsere Freundschaft bald getrübt, denn K. war SS-Mann und bald merkte man, daß diese Leute nicht den anderen gleichgestellt waren.« Auch Czepuck beschreibt, dass ein ehemaliger Angehöriger der SS, der vorher Wachmann in Auschwitz gewesen war, zunächst die Leitung des Kriegsgefangenenlagers übernahm, bis er wegen seiner Taten in Auschwitz vor Gericht gestellt wurde.

Vieles, fast alles dreht sich nun in den Aufzeichnungen um Nahrung, Essen und

Verpflegung. Mein Großvater schreibt: »Ab November 1945 war eine Hungerszeit. Bis zum Herbst 1946 gab es täglich ein Liter Mehlsuppe oder Pferdemöhren, ohne Fett. Kartoffeln wurden einzeln bewertet. Wir sackten zusammen.« Die deutschen Kriegsgefangenen zogen bald das Mitleid der polnischen Kumpel auf sich. Manche gaben ihnen etwas von ihrem Essen ab. Mein Großvater erinnert sich: »Nur den armen Bergleuten haben manche ihr Leben zu verdanken, denn trotz ihrer Not hatten manche noch ein Stückchen Brot für die Kriegsgefangenen übrig. Großer Dank all diesen Leuten.«

Ich muss immer wieder innehalten, wenn ich den letzten Satz lese, denn die Erinnerungen meines Großvaters richten sich bis zu diesem Satz eigentlich an die Familie. Er schreibt, wie sehr er seine Frau und seinen Sohn vermisst, führt minutiös das übernommene Inventar des Hofes auf, von den neun Kühen über den Kieskarren bis hin zum Kartoffeldämpfer. Doch dieser Dank weist darüber hinaus. Es war bemerkenswert für ihn, dass die polnischen Bergleute ihr Essen mit den ehemaligen Soldaten teilten, die kurz vorher ihre Dörfer und Städte zerstört, die Menschen deportiert und getötet hatten. Dies war zwar keine Geste der Versöhnung, aber doch ein Akt des Mitleids und der Menschlichkeit.

Auch Czepuck ging es ähnlich. Er fand in einem Hauer einen Vertrauten, der für ihn Briefe an seine Mutter aufgab und ihm ihre Antworten überbrachte – und ihn über die politische Lage außerhalb des Lagers auf dem Laufenden hielt.

Ein wiederkehrendes Gesprächsthema war auch das Vernichtungslager in Auschwitz, wie Czepuk sich erinnert:

»Auschwitz war für uns inzwischen ein Begriff geworden, obwohl viele an den Zahlen und Fakten zweifelten. Aber da unsere polnischen Kumpel unter Tage sehr viel und sehr ernst über das Vernichtungslager sprachen, nahm es die Mehrheit schweigend zur Kenntnis.«

Auf dem Weg zum Bahnhof mache ich einen Abstecher über den Friedhof von Zabrze. Ich habe im Schlesischen Museum erfahren, dass es etwa 35 000 deutsche Kriegsgefangene in vierzig schlesischen Lagern gegeben haben soll, verbunden mit der Schätzung, dass die Sterblichkeitsrate bei zehn Prozent lag. Am Eingang des Friedhofs stapeln sich an den Ständen Kunstblumengestecke aus Lilien-, Gerbera- oder Rosenimitaten in den Regalen. Die Grablichter, die ebenfalls zum Verkauf angeboten werden, sind nicht mehr mit Paraffin gefüllt, das von einem Docht abgebrannt wird, sondern leuchten mit batteriebetriebenen Dioden. Gräber aus den Nachkriegsjahren finde ich dort überhaupt nicht mehr, weder von polnischen Familien noch möglichen deutschen Kriegsgefangenen.

Auschwitz

Der Zug nach Auschwitz fährt über Katowitz. Der Regionalzug dorthin ist weniger modern als die Züge, die ich bislang benutzt habe. Am Bahnhof zeigt ein zweisprachiges kleines blaues Hinweisschild vor einem Stromverteilerkasten in Richtung der Gedenkstätte: »Do Muzeum/To Museum«. Ich laufe über eine Brücke, die über die Gleise führt, um zu dem Dorf Brezinka zu gelangen, wo sich am Dorfrand ein Erinnerungsort an die erste Judenrampe von Birkenau befindet.

Neben der Brücke, an der Maksymiliana Kolbego, befindet sich ein Kohlehandel. Dort türmen sich schwarze Steinkohlehaufen, die über Förderbänder transportiert und nach Bruchgrößen sortiert werden.

Die Besucher und Besucherinnen sind immer in Bewegung. Es scheint, als wollten sie nirgends verweilen. Sie setzen sich in den Shuttlebus, der alle zehn Minuten zwischen den Gedenkstätten Auschwitz und Birkenau pendelt, nehmen Großraumtaxen, um zu den etwas abgelegenen Erinnerungsorten zu gelangen, dem Minoritenkloster in Harmęze etwa, um die Zeichnungen des Überlebenden Marian Kolodziej zu sehen.

In der Gedenkstätte sammeln sich Menschen nach Zeit und Sprachgruppen für ihre gebuchten Führungen: Englisch, Polnisch, Spanisch, Französisch und Deutsch. Ich habe einen Platz in einer deutschen Gruppe reserviert.

Inzwischen sind es die dritte und vierte Generation, die das Gedenken weitertragen. In *weiter leben* weist Ruth Klüger die Opferschaft von sich. »Das Wort Auschwitz hat heute eine Ausstrahlung, wenn auch eine negative, so dass es das

Denken über eine Person weitgehend bestimmt, wenn man weiß, dass sie dort gewesen ist. Auch von mir melden die Leute, die etwas Wichtiges über mich aussagen wollen, ich sei in Auschwitz gewesen. Aber so einfach ist das nicht, denn was auch immer ihr denken mögt, ich komm nicht von Auschwitz her, ich stamm aus Wien. Wien lässt sich nicht abstreifen, man hört es an der Sprache, doch Auschwitz war mir so wesensfremd wie der Mond. Wien ist Teil meiner Hirnstruktur und spricht aus mir, während Auschwitz der abwegigste Ort war, den ich je betrat, und die Erinnerung daran bleibt ein Fremdkörper in der Seele.«

Opfer können, wenn es ihnen gelingt, die Opferschaft zurückweisen, die Täter die Täterschaft nicht. Sie müssen hoffen, dass ihnen verziehen wird.

Aus den Akten geht hervor, dass mein Großvater am 21. März 1949 im Grenzdurchgangslager Moschendorf als heimkehrender Kriegsgefangener registriert wurde, zwei Tage später kam er zu Hause an. Anders als elf Millionen *displaced persons*, die durch den Krieg ihr Zuhause verloren hatten.